Nachrichten aus der Forschung

Sven Wunderlich

»Besatzungskinder und Wehrmachtskinder – Auf der Suche nach Identität und Resilienz.«

Tagung der GESIS (Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften),
Köln, 7. bis 8. Mai 2015

DOI 10.1515/mgzs-2016-0006

Die Tagung widmete sich dem Phänomen der sogenannten Besatzungskinder des Zweiten Weltkriegs und somit den Kindern, die aus Beziehungen zwischen Besatzungssoldaten und einheimischen Frauen hervorgegangen sind. Die Veranstalterinnen *Elke Kleinau* und *Ingvill C. Mochmann* (beide Köln) wiesen zu Beginn auf die begrifflichen Schwierigkeiten und die problematische Abgrenzung zu anderen Gruppen von Kindern hin, die beispielsweise schon während des Krieges geboren wurden.¹ Die Veranstaltung konzentrierte sich auf die Frage, wie Besatzungskinder, die vielfältigen Diskriminierungen ausgesetzt waren, ihre Identität konstruierten und welche Sozialisationsfaktoren ihre psychische Widerstandsfähigkeit (Resilienz) beeinflusst haben. *Mechthild Rawert* (MdB) verdeutlichte in ihrem Grußwort die Aktualität des Themas, dass auch in späteren Kriegen und in aktuellen Konflikten Besatzungskinder gezeugt und mit ähnlichen Problemen konfrontiert werden, so wie damals die Generation des Zweiten Weltkriegs. Zudem formulierte sie die These, dass Besatzungskinder eine Brückenfunktion zwischen den Nationen und Kulturen einnehmen könnten.

Barbara Stelzl-Marx (Graz) referierte über »Ich bin stolz, ein Besatzungskind zu sein.« Ressourcen und Resilienzfaktoren von Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich«. Stelzl-Marx zufolge ist die Mehrheit der österreichischen Besatzungskinder aus freiwilligen Liebesbeziehungen hervorgegangen, wobei ca. 20 Prozent der Besatzungskinder keine Angaben über ihre Herkunft machen können. Der

¹ Trotz aller begrifflichen Probleme wird im Folgenden der Einfachheit halber von Besatzungskindern gesprochen.

geringste Teil der Kinder sei durch Vergewaltigungen gezeugt worden. Im Unterschied zu den Besatzungskindern in Deutschland wuchs in Österreich nur ein kleiner Teil in Heimen auf. Stelzl-Marx korrigierte die bisher geschätzte Zahl der geborenen Besatzungskinder im deutschen Nachbarland von 20 000 auf 30 000 und betonte die Höhe der Dunkelziffer. Ihr Vortrag beleuchtete die Schwierigkeiten, denen sich die Kinder ausgesetzt sahen und sehen, vor allem die gängige Ausgrenzung in der eigenen Familie oder im sozialen Umfeld. Hier ist die doppelte Stigmatisierung der Kinder ausschlaggebend. Zum einen galten sie als Kinder des Feindes und zum anderen als vaterlos. Stelzl-Marx argumentierte, dass die Stigmatisierung in Einzelfällen sogar zum Stolz auf die eigene Herkunft führen könne. Viele Besatzungskinder versuchten durch besondere Leistungen, den Makel ihrer Herkunft auszugleichen.

Der Beitrag von *Silke Satjukow* (Magdeburg) »Kinder des Feindes – Kinder der Freunde«. Die Nachkommen sowjetischer Besatzungskinder in Deutschland nach 1945« wurde von *Rainer Gries* (Wien) verlesen. Satjukow machte auf das methodische Problem aufmerksam, die genaue Zahl der Besatzungskinder zu bestimmen. Zwar hätten schon früh erste Statistiken und Schätzungen vorgelegen, jedoch seien diese aus vielerlei Gründen unvollständig. Eine exakte Zahl könne man nicht angeben, sondern nur wissenschaftlich plausibel schätzen. Satjukow geht davon aus, dass nur etwa sieben Prozent der Väter Kontakt zu ihren Kindern hatten und Unterhaltszahlungen leisteten. Dies führte sie auch darauf zurück, dass die Väter rechtlich nicht belangbar waren. Eine historische Zensur machte Satjukow Ostern 1952 mit der Einschulung der ersten Besatzungskinder aus. Das Verhältnis zu den Kindern änderte sich in den 1950er/1960er Jahren; aus den Kindern des ehemaligen Feindes wurden – da sich die Beziehung zu den ehemaligen Besatzungsmächten änderte – die Kinder der Freunde. Schließlich vertrat Satjukow die These, dass die Kinder gleichsam zu Medien einer Liberalisierung wurden, da sie als Botschafter bzw. Katalysatoren zu einer immer stärker interkulturell ausgerichteten Welt fungierten.

Rainer Gries wandte sich mit »Les Enfants d'État – Kinder des Staates« den »Nachkommen französischer Besatzungssoldaten in Deutschland nach 1945« zu. Der französische Staat ging anders als die anderen Alliierten mit Besatzungskindern um, da er die Kinder als Franzosen und Französinnen betrachtete. Aus bevölkerungspolitischen Gründen hatte Frankreich großes Interesse daran, die Kinder ins eigene Land zu bringen. So wurden verschiedene finanzielle und administrative Maßnahmen ergriffen, die es den Müttern erleichtern sollten, ihre Kinder an den französischen Staat abzugeben. Die Kinder wurden vor ihrer Überstellung nach Paris medizinisch untersucht. Nur körperlich und geistig gut entwickelte Kinder wurden nach Frankreich überführt. Sie wurden komplett französisiert und alle Spuren nach Deutschland getilgt. Gries argumentierte, dass die

Stigmatisierung der Kinder zu einer »übernormalen Normalität« geführt habe und sie sich weitgehend angepasst hätten, um nicht aufzufallen.

Das zweite Panel eröffnete *Wolfgang Hartung* (Duisburg-Essen), der über »Marokkanische Besatzungskinder in der Französischen Zone: Situation – Fremdheit – Identität – Resilienz« sprach. Hartung führte aus, dass »Besatzungskinder« ein historischer Begriff und streng genommen kein systematischer Begriff sei, der für die Analyse des Phänomens nützlich sei und nur aus pragmatischen Gründen verwendet werden sollte. Um das Phänomen der Besatzungskinder besser zu begreifen, plädierte Hartung dafür, dass man mehr die Geschichte und Herkunft der Väter in den Blick nehmen sollte. Bei den marokkanischen Soldaten sei dies ein Problem, da die Väter sehr schnell nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges demobilisiert wurden und viele von ihnen in Anschlusskriegen gestorben seien. Den Kindern dieser Soldaten wurde kaum eine Chance gegeben ihren Vater kennenzulernen. In der Öffentlichkeit waren sie stets präsent, da sie meist über sichtbare äußerliche Merkmale, insbesondere eine andere Hautfarbe, verfügten. Hartung betonte, dass die marokkanischen Soldaten nicht als Sieger angesehen worden seien und es folglich keine »Meistererzählung« über die sieghaften marokkanischen Soldaten gegeben habe. Das fehlende Narrativ habe sich negativ auf die Identitätsbildung der Kinder ausgewirkt.

Cornelia Burian (Calgary) stellte in ihrem Vortrag »Trauma und Resilienz eines Besatzungskindes: Die Rekonstruktion einer ungebrochenen Identität in Petra Mitchells ›Neun Briefe, drei Fotos, ein Name‹« den autobiografischen Roman Mitchells vor. Mitchell beschreibt ihren Lebensweg als Besatzungskind einer Deutschen und eines US-amerikanischen Soldaten. Die in der Kindheit und Jugend erlittenen Benachteiligungen kompensiere Mitchell durch das Schreiben ihrer Geschichte, wobei Burian mit der These schloss, dass die Identität als Besatzungskind nicht notwendigerweise zu einem Trauma habe führen müssen.

In der Paneldiskussion mit sieben Besatzungs- bzw. Wehrmachtskindern aus unterschiedlichen europäischen Ländern fragten Elke Kleinau und Ingvill C. Mochmann nach den jeweiligen Bewältigungsstrategien sowie den Auswirkungen auf die Nachkommen. Beeindruckend war die Offenheit und Intensität, mit der die Besatzungskinder über sich sprachen und wie unterschiedlich deren Erfahrungen waren. Nicht alle waren Diskriminierungen ausgesetzt, nicht alle waren sich ihrer Herkunft in der Kindheit und Jugend bewusst, und nicht alle haben gute familiäre Beziehungen. So zeigte sich, dass das Aufwachsen von Besatzungskindern hoch komplex ist und es viele verschiedene Variablen zu berücksichtigen gilt. Alle Panelteilnehmer/innen betonten, dass die Herkunft möglichst früh transparent gemacht werden sollte und dass ein offensiver Umgang mit ihrer Herkunft hilfreich war bzw. gewesen wäre.

Den Abschluss des ersten Tages bildete die Vorstellung des Sammelbandes »Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland«, der von Barbara Stelzl-Marx und Silke Satjukow herausgegeben und von Stelzl-Marx vorgestellt wurde. Stelzl-Marx betonte, dass in dem Sammelband neben Wissenschaftler/innen auch Besatzungskinder zu Wort kommen. Das Buch sei eines der ersten seiner Art und solle zur öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Thema beitragen.

Das erste Panel des zweiten Tages beleuchtete das Thema auf einer medizinisch-psychologischen Ebene. *Heide Glaesmer* und *Marie Kaiser* (beide Leipzig) sprachen zu »Risiko- und Schutzfaktoren beim Aufwachsen als Besatzungskind des Zweiten Weltkriegs in Deutschland« und präsentierten eine Studie zur psychischen Gesundheit von Besatzungskindern, an der auch *Phillip Kuwert* (Greifswald) mitgewirkt hat. Die Untersuchung basiert auf Fragebögen, die von Besatzungskindern und einer Vergleichsgruppe ausgefüllt wurden. Es wurde auf das methodische Problem eingegangen, dass Besatzungskinder zur »hidden population« gehören und erst mit verschiedenen Mitteln wie Presseaufrufen und Internetnetzwerken gefunden werden konnten. Die Studie zeigt, dass Besatzungskinder häufiger als der Durchschnitt der Bevölkerung von schweren Kindheitserfahrungen und emotionaler Vernachlässigung berichten und dass etwa die Hälfte der Befragten aufgrund ihrer Herkunft als Besatzungskinder Erfahrungen mit Mobbing gemacht hatte. Die Identitäten, die sich die Befragten selber zuschrieben, waren jedoch sehr unterschiedlich und reichten von »Außenseiter« über »Kämpfer« und »Opfer« bis hin zu »Überlebenskünstler« und »Unbelastet«. Letzten Endes hätten Besatzungskinder deutlich häufiger psychische Probleme und traumatische Erfahrungen.

Martin Miertsch (Greifswald) knüpfte in seinem Vortrag »Psychosoziale Konsequenzen eines Aufwachsens als »Wehrmachtskind« in Norwegen« unmittelbar an Glaesmer und Kaiser an. Miertsch verwendete weitgehend den gleichen Fragebogen, nur dass er ihn auf Norwegen und auf Kinder von Wehrmachtsoldaten bezog. Der Zugang zu Betroffenen war auch in Norwegen schwierig. Miertsch konnte viele Ergebnisse von Glaesmer und Kaiser bestätigen, z. B. dass überdurchschnittlich viele Befragte in ihrem Leben eine depressive Episode zu bewältigen hatten und nicht wenige auch heute noch an Depressionen leiden. Nachweislich traumatisiert war zudem etwa jeder achte der Befragten, wobei dies nicht zwingend auf die Herkunft als Besatzungskind zurückzuführen sein müsse, wie Miertsch deutlich machte.

Andrea Meckel und *Ingwill C. Mochmann* (beide Köln) widmeten sich dem Thema »Die Lebenszufriedenheit norwegischer Wehrmachtskinder 70 Jahre nach Kriegsende«. Die Referentinnen gingen von der These aus, dass negative Erfahrungen in der Kindheit Auswirkungen auf späteres Vertrauen zu anderen Men-

schen hätten und dieses wiederum die Lebenszufriedenheit beeinflusse. Die Befragten bewerteten ihr Verhältnis zu Bezugspersonen, ihr Vertrauensvermögen und ihre Lebenszufriedenheit. Menschen, die in ihrer Kindheit ein besseres Verhältnis zu ihren Bezugspersonen hatten, wiesen als Erwachsene eine höhere Lebenszufriedenheit auf. Allgemein gaben die Studienteilnehmer/innen an, ein gutes bis sehr gutes Verhältnis zu ihren Bezugspersonen gehabt zu haben. Auch die Fähigkeit oder der Wille anderen zu vertrauen, war in der Regel recht hoch, genauso ausgeprägt wie im Vergleich zur Gesamtbevölkerung.

Simone Tibelius (Mannheim) referierte zu »Vaterschaftsanerkennungen und Unterhaltszahlungen als Ressource für Wehrmachts- und Besatzungskinder«. Tibelius untersuchte, ob Unterhaltszahlungen der Väter an ihre Kinder geleistet wurden. Tibelius kam zu dem ernüchternden Fazit, dass dies nicht der Fall sei. Die Besatzungskinder hatten wenig Chancen, Unterhaltszahlungen einzuklagen, was Tibelius an der problematischen Rechtslage festmachte und daran, dass sich wenige Väter zu ihren Kindern bekannten. Letztlich konnten sich die »Sieger« im Gegensatz zu den »Verlierern« ihrer Verantwortung entziehen. Der Vergleich zeigt, dass es deutlich mehr Unterhaltszahlungen an WehrmachtKinder in den ehemals von Deutschen besetzten Gebieten gab als von alliierten Besatzern an deutsche Frauen und deren Kinder.

Azziza B. Malanda (Hamburg) stellte unter dem Titel »Normal müsst ich kaputt sein.« Erfahrungen ehemaliger afrodeutscher Heimkinder in der frühen Bundesrepublik« die Ergebnisse von insgesamt zwölf biografischen Interviews mit afrodeutschen Heimkindern vor. Sie ging von einer vierfachen Stigmatisierung der Kinder aus, da diese sowohl Kinder des Feindes, unehelich geboren, schwarz als auch Heimkinder waren. Daraus ergaben sich gewisse psychosoziale Risikofaktoren, da diese Kinder oft Rassismus ausgesetzt waren, immer zur Minorität gehörten und Erfahrungen als Heimkinder hatten. Malanda präsentierte auch ein Positivbeispiel aus ihrer Dissertation, nachdem ein Mann einen erfolgreichen Lebensweg beschritten und sich strukturelle Bewältigungsstrategien angeeignet habe. In vielen Fällen lassen sich hingegen z.B. Drogen- und andere kriminelle Delikte in den Biografien wiederfinden. Allerdings, so betonte Malanda, sei keines der sozialen Stigmata deterministisch zu verstehen. Vielmehr seien die Anpassungen und die jeweiligen individuellen Bewältigungsstrategien wichtiger als die biografischen Ausgangsbedingungen.

Der Schwerpunkt von *Verena Busers* (Berlin) Untersuchung »»Case Closed«: UNRRA und die Suche nach eingedeutschten Kindern« lag auf der »United Nations Relief and Rehabilitation Administration« (UNRRA), einer Hilfsorganisation der UNO, die sich nach dem Krieg um als »displaced persons« bezeichnete Menschen kümmern sollte. Buser schilderte die Suche nach Kindern, die während des Krieges von den deutschen Besatzern gewaltsam aus ihren Familien entfernt und einge-

deutsch worden waren. Diese Aktion war eine der größten staatlich organisierten Massensuche der Nachkriegszeit. Die deportierten Kinder hatten in Nazi-Deutschland eine neue Identität erhalten und die Unwissenheit über die eigene Verschleppung machte die Renationalisierung der Betroffenen oftmals unmöglich.

Baard Hermann Borge (Harstad, Norwegen) referierte über »School experience of collaborators children 1940–1960«. Er betrachtete, welche Schulerfahrungen Kinder machten, deren Eltern dem »Nasjonal Samling« (eine norwegische faschistische Partei zwischen 1933 und 1945) angehörten oder nahestanden. Borge bezeichnete diese Kinder als seelisch leicht verwundbar, da sie als »anders« wahrgenommen wurden und als »Nazi-Kinder« galten. Der Referent zeigte anhand von Einzelfällen, dass der Lehrperson eine große Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder zukam. Es gab Fälle, in denen Lehrer sich als Widerstandskämpfer profilieren wollten und Ausgrenzung von Schülern unterstützen oder sogar vorantrieben, andere, in denen Lehrer die Kinder vor Übergriffen schützten. Letztlich sei, so Borge, eine historische Verbesserung erkennbar. Je länger der Krieg vorbei war, desto weniger Angriffe gab es und desto besser wurde das Verhältnis der Kinder zu ihren Lehrern und Mitschülern.

Elke Kleinau und *Rafaela Schmid* (beide Köln) beschäftigten sich mit »Bildungsbiografien von Besatzungskindern«. Anhand von biografisch-narrativen Interviews erarbeiteten sie die lebensgeschichtlichen Sinnkonstruktionen von Besatzungskindern und gingen am Beispiel zweier sehr unterschiedlicher Biografien der Frage nach, aus welchen Ressourcen Kinder schöpften, die als Erwachsene zumeist erfolgreiche Bildungs- und Berufskarrieren aufweisen. Als Resilienzfaktoren wurden positive frühkindliche Erfahrungen ausgemacht. Verlässliche zwischenmenschliche Beziehungen zeichneten aber nicht nur das Eltern-Kind-Verhältnis aus, sondern in einem Fall war es die starke affektive Bindung an die Großmutter, im anderen Fall die emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson im Heim, die als stabilisierend erinnert wurde.

Nach den Fachvorträgen folgte eine Diskussion über die Aktualität des Themas. Aufgrund zahlreicher kriegsrischer Konflikte in der Welt gibt es nach wie vor Besatzungskinder mit fast allen Schwierigkeiten, die angesprochen wurden. Die Probleme würden aber meist nicht angegangen, obwohl sie doch lösbar sein könnten, wie Mochmann betonte. Dazu müsse die Position der Mütter und der Kinder gestärkt werden. Die ersten vorliegenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Analysen des Phänomens der Besatzungskinder und Kinder des Krieges könnten für die Suche nach Lösungen herangezogen werden. Die Tagung zeigte jedenfalls, wie umfangreich und komplex die Materie ist. Die bemerkenswerten inhaltliche Stringenz und die facettenreichen Vorträge haben den Blick zweifelsohne geschärft. Man darf gespannt sein, wie die Referentinnen und Referenten ihre jeweiligen Projekte weiterverfolgen und publik machen werden.